

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 14

Artikel: Panik
Autor: Hochheimer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Panik

Von Albert Hochheimer

Die Kautschukplantage Sonla — zwei Flugstunden nördlich von Saigon — gleicht einer belagerten Festung, von der kein Heeresbericht und keine Zeitung meldet. Sie ist ein Aussenposten der Zivilisation, wo fünfundzwanzig Europäer und fünfhundert Eingeborene ihr Leben und den Ertrag ihrer Arbeit gegen die Rebellen des Vietminh verteidigen, und eine der Inseln des Hochplateaus von Indochina, auf deren Ertrag Europa angewiesen ist.

*

«Als die Nacht anbrach», erzählte Sauvage, «machte ich die Runde, den Bambusverhauen entlang, an den Wachtürmen vorüber und den Posten, die auf Pikett standen, wie ich's schon unzählige Male getan hatte in diesen dumpfen, beklemmenden Nächten angesichts des lauernden Todes. Und indessen ich am Fahnenmast stehen blieb und die Front des Hauptgebäudes entlang blickte, kam es mir in den Sinn, dass ich vor zwei Jahren zum erstenmal mit den gleichen Gefühlen meinen Rundgang angetreten und mit der gleichen Ahnung von einem herannahenden Verhängnis auf die Gedenktafel für die Gefallenen geblickt hatte wie heute. Damals waren es zwölf Namen, jetzt

sind es zweiunddreissig. Um eine sentimentale Bewegung zu unterdrücken, die unwiderstehlich in mir aufstieg, bückte ich mich zu dem kleinen Beet zu meinem Füssen herab, pflückte ein paar Blumen und legte sie in meine Brieftasche.

Im Salon fand ich Leroy. Er sass an einem niedrigen Tisch und schrieb.

«Willst du nicht schlafen gehen?» fragte ich, indem ich mich in einen Sessel fallen liess und die Maschinenpistole aus der Hand legte. Er sah kaum auf. Nach einer Weile hob er den Kopf und erwiderte:

«Als wir hierher kamen, schien es mir unmöglich, dieses Räuberleben länger als eine Woche oder zwei aushalten zu können, und es sind vierundzwanzig Monate daraus geworden.» Er atmete mit halbgeschlossenen Augen tief ein und setzte hinzu: «Ich habe fast vergessen, wie taufrisches Gras riecht und wie's einem zumute ist, wenn man nachts am offenen Fenster steht und in die Nacht hineinsieht, ohne bei jedem Geräusch zusammenzufahren. Ja, ich sage dir, trotz aller Härte, die man hier zur Schau tragen muss, bin ich doch ein Gefühlsmensch geblieben.»

«Ich auch», sagte ich und zeigte ihm die Blumen, die ich soeben gepflückt hatte.

Er lächelte und fuhr fort zu schreiben. Schliesslich bemerkte er: «Mich lässt das vermaledeite Gefühl nicht los, es müsse mir gerade heute noch etwas zustossen, nachdem ich zwei Jahre in diesem Hexenkessel ausgehalten habe.»

«Deshalb machst du dein Testament?»

Er ging auf meinen sarkastischen Ton nicht ein, vielmehr begann er plötzlich davon zu sprechen, wie er seine sauer verdienten Ersparnisse anlegen solle, was er für seine Braut und seine Mutter morgen in Saigon noch kaufen wolle, bevor er die Heimreise antrete, und wen er von uns in angenehmer Erinnerung behalten werde. Ich hörte ihm kaum zu. Obwohl ihn nämlich die Aufregung der bevorstehenden Abfahrt wegen redselig machte, spürte ich, dass er nur redete, um zu reden und dass er von einer schrecklichen Nervosität befallen war, die ihn daran hinderte, seine Gedanken in ordentlicher Reihenfolge vorzutragen. Während er mit dem verworrenen Selbstgespräch nicht zu Ende kam, schlief ich ein.

Irgendein Geräusch weckte mich auf. Wir waren alle durch das monatelange auf dem «Qui-vive»-sein und durch das Balancieren auf der Grenze zwischen Leben und Tod in steter Alarmbereitschaft und kannten die tiefe Bewusstlosigkeit des

Schlafes nur noch aus der Erinnerung. — Leroy sass noch immer da und sprach mit sich selbst. Ich fragte ihn, was es gebe und wie lange ich geschlafen habe. Er sah mich geistesabwesend an, als kehrte er aus einer anderen Welt zurück und erwiderte:

«Ich weiss nicht. Ich habe nichts gehört», und er begann plötzlich, mich eindringlich zu bitten, seine Wache zu übernehmen, «denn», so sagte er, «ich werde die Angst nicht los, dass mir gerade heute etwas zustossen wird. Gerade heute an meinem letzten Tag. Ist es nicht immer so?»

Ich sah, dass er ganz fahl geworden war und seine Hände fahrig bald hierhin, bald dorthin griffen, in seinen Augen stand das namenlose Entsetzen, wie ich's zuweilen bei jenen angetroffen hatte, die das Sterben unvorbereitet überfiel.

«Gut», sagte ich. «Ich werde deine Wache übernehmen. Was aber willst du tun, wenn die Vietminhs gerade diese Nacht für einen Angriff ausgesucht haben?» Da fiel er gänzlich in sich zusammen, fingerte an seiner Waffe herum und stotterte verstört:

«Nichts werde ich tun. Gar nichts. Hier sitzen bleiben und warten, bis alles vorüber ist.»

Es lag mir auf der Zunge, ihn ein erbärmlichen Feigling zu nennen. Als ich aber sah, wie er aufstand, weil er sich nicht mehr beherrschen konnte und, im Zimmer herumgehend, nach den Ping-Pong-Schlägern griff, in ein paar Zeitungen herumblätterte und an der grossen Blumenvase herumrückte, als wäre er nicht recht bei Verstand, unterdrückte ich die Bemerkung und schwieg.

Auf seiner Stirn bildeten sich kleine Schweissperlen und seine Hände begannen jetzt so zu zittern, dass er ihrer nicht mehr Herr war. Ich erhob mich, drückte ihn in einen Sessel und sagte:

«Ich begreife deinen Zustand, Leroy. Er hat schon grössere Helden überfallen, als du einer bist. Trotzdem aber glaube ich, dass du mit etwas Willenskraft darüber hinwegkommen wirst.» Er starrte mir, während ich sprach, unverwandt ins Gesicht. Seine Augen hatten den Ausdruck eines geprügelten Hundes angenommen. Mit weinerlicher Stimme, der er vergebens Festigkeit zu geben suchte, flüsterte er schliesslich:

«Ich kann doch nichts dafür. Mein Gott, ich kann's nicht ändern. Was soll ich nur tun?» Und

vor sich hinbrabbelnd wie ein zahnloser Greis, fuhr er fort, sich in dieser Weise zu beklagen, bis mir die Geduld riss. «Hör auf. Du machst mich selbst verrückt mit deinem Getue.» Dann riss ich ihn an den Schultern aus dem Sessel, drückte ihm seine Waffe in die Hand und stiess ihn vor mir her zur Türe, überzeugt davon, dass ihn meine Energie wieder in den Besitz seiner Vernunft bringen werde.

In dem Augenblick aber, als wir aus dem Portal traten, fiel weit in der Ferne ein Schuss. Er hörte sich an wie ein schwacher Peitschenknall und blieb ohne Echo, und mit meinen überwachten Sinnen nahm ich wahr, dass auf den gemauerten Pfeilern, die das eiserne Tor flankierte, eine kleine Staubsäule aufstieg, dass der Fahnenmast erzitterte, als hätte ihn ein Schlag getroffen, und ich sah Leroy mit einem Seufzer zusammensinken.

Mich fasste namenloser Schrecken, und das Bild des Gefallenen, der mit halbem Leib die Stufen hinabgerollt war, die Tontöpfe zu beiden Seiten der Treppe, das eiserne Tor mit seinen Scharnieren und das Geflecht des Verhaus prägte sich mir im Bruchteil einer Sekunde für immer ins Gedächtnis.

Ich begann plötzlich am ganzen Körper zu zittern, und während mir die Tränen unaufhaltsam übers Gesicht liefen, schleppte ich Leroy in den Salon zurück und bettete ihn auf die Couch.

Als ich aber sein Hemd zerriss, um nachzusehen, ob noch Leben in ihm sei, bemerkte ich, dass die von weither abgefeuerte Kugel, die obendrein noch zweimal abgeprallt war, nur einen blauen Flecken auf seiner Brust hinterlassen hatte... und befreit von unerträglicher Spannung, begann ich zu lachen, dass es mich schüttelte. Es war wie ein Krampf, der mich nicht mehr loslassen wollte, ein konvulsives Stossen, gegen das ich vergebens anzukämpfen versuchte, eine Ohnmacht bei klarem Bewusstsein, und erst, als mir Leroy ein Glas Whisky ins Gesicht goss, wachte ich auf und mein Bewusstsein kehrte zurück.

Wir tranken dann die ganze Nacht, und je mehr wir tranken, um so nüchterner glaubten wir zu werden. Am Morgen, als das Flugzeug nach Saigon starten sollte, mussten sie Leroy wie einen Leblosen ausladen. Er soll erst an Bord des «Pasteur» wieder zu sich gekommen sein, wie mir Duertre, der Pilot, später versicherte.